

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Wachtmeister Schulte ritt einmal mit Jan zur Erkundung voraus. Als sie durch ein Wäldchen waren, sahen sie drei Reiter nicht weit, die gemächlich heran kamen. Da es drei waren, meinte der Wachtmeister, daß sie selbst in der Minderzahl seien und sich also versehen müßten. Jan aber schwur, daß er auf seiner Isabelle nicht ewig zur Schande des Heeres in Brabant herumreiten könne.

„Der Käsefresser dort,“ sagte er, „scheint mir einen tüchtigen Rappen zu reiten. Ich werde ihn fragen, ob er ihn mir ablassen will.“

Und sofort zwang er seine Isabelle mit Sporenhieben zu einem bodenden unwilligen Galopp, indem er die drei Reiter schon von weitem durch Winken der Hand begrüßte. Als er näher kam, wurde es ihm ein wenig bänglich, denn der Rappe (Herrgott — wie er die Fäße setzte — wie ein junges Mädchen beim Tanz!) gehörte einem Offizier. Aber zurück konnte er nicht mehr.

„Mein Herr Kavaliere,“ rief er, „ich bin nämlich verpfunden auf Euren Gaul. Laßt mich gegen meine Isabelle, die Euch sicher ebenso zusagt.“

Sie waren dicht zusammen. Ihre Säule beschuoberten sich.

„Bist du betrunken, Kerl?“ rief der Offizier, aber er lächelte.

Jan lächelte nun auch und setzte sich im Sattel zu recht.

„Nein, mein Herr Kavaliere, ich bin der nüchternste und höflichste Mensch der Welt. Aber ich müßte unhöflich werden und Euch den Gaul fortnehmen, wenn Ihr nicht gutwillig absteigt. Denn ich will eher mein Seelenheil drangeben als den Rappen.“

„Verfluchter Papist,“ schrie der Holländer, „weist ihn, Butschen!“

„Zieh, Käsefresser,“ brüllte Jan und die Klängen tanzten einen entzückenden pas de deux miteinander und machten dazu noch selber die hellste, kirrendste Musik. Leider war der Tanz nicht lang. Der Offizier schwannte plötzlich im Sattel, und da die beiden holländischen Soldaten gesehen hatten, wie der Wachtmeister Schulte herangaloppiert kam, hatten sie ihre Säule herumgeworfen und ritten davon, daß der Sand stob. Also mußte Jan den Offizier in seine Arme nehmen und auf die Erde gleiten lassen.

„Junge, Jan, Teufelskerl,“ keuchte der Wachtmeister und lachte.

Jan hob den Holländer schon auf seine Isabelle.

„Es lohnt schon, ihn mitzunehmen,“ sagte er. „Er hat

einen Stich unter der sechsten Rippe und nur drei Finger breit hinein.“

Der Offizier schlug die Augen auf und stöhnte.

„Ja,“ sagte Jan mitleidig. „Ihr dauert mich. Aber weshalb müßtet Ihr einen so guten friedlichen Handel auch mit dem Degen austragen wollen.“

Und er schwang sich auf den Rappen.

Der General Spinola war bei der Vorhut. Er lag auf einem niedrigen Bauernwagen auf Postern, denn eine alte Wunde am Schenkel hinderte ihn am Reiten. Er winkte den Wachtmeister heran. Der, hand am Helm, berichtete.

„Hör du,“ rief dann der General Jan zu, „wenn ich reiten könnte, müßtest du mir den Gaul lassen. Aber wenn du einmal eine gute Ruthe findest, so verkauf sie mir.“

„Erzellenz, Ordre!“ sagte Jan und ritt zufrieden davon.

Vier Tage darauf tauchten die Türme von Bergen auf. Das Heer rückte in Schlachtlinie, denn die Holländer schwärmten vor ihrer Front. Sie warfen aus keinem Geschütz ein paar unschädliche Kugeln hinüber und zogen sich zurück, als die Kürassiere anritten. Das Heer folgte. Aber plötzlich begann die Stadt sich in Rauch zu hüllen: Die großen Geschütze auf den Wällen brüllten ein donnerndes „Halt“.

Die Spanier errichteten sechs Batterien, aus halbmondförmigen riesigen Erdwällen, bespickt mit Schanzkörben. Die mattglänzenden dunklen Bronzerohre der Kartäunen schoben sich über die Wallbrüstung, und am Tage des heiligen Georg nach einem feierlichen Gottesdienst trachete der erste Schuß gegen das Antoninstor. Und nun schwieg Tag und Nacht das Feuer nicht mehr. Der gelbe Pulverqualm zog in dicken Schwaden über das Feld; wenn eine Bombe in der Stadt gezündet hatte, stand eine dunkelblaue Rauchwolke über den Dächern und walle im Seewind um die groote Sterk.

Da hatte nun Jan den Krieg. Er schien im Troß geboren zu sein, so behaglich fühlte er sich inmitten dieses nie abbrechenden Kampfes. Er glaubte mehr zu leben als sonst. Die erregende Musik der Schlacht ließ alle seine Empfindungen höher schlagen und wenn bei einem der vielen Ausfälle die Sturmius-Dräger im Getümmel standen und das Krachen der Musketen sich in das Gebrüll der Kanonen mischte, geschah es oft, daß er unartikuliert Schreie ausstieß oder sang, indessen sein Gesicht brannte und seine Augen flammten.

Am wildesten wurde der Kampf, wenn Moriz von Nassau an der Spitze seiner besten Regimenter anrückte und Spinola in seinem Wägelchen herbeieilte, um sich mit dem gefürchteten Gegner zu messen. Es gab Tote in Massen. Das Handgemenge wurde so wild, daß man sich die Pistolen mitten ins Gesicht hielt und losbrannte, daß man sich mit Degenknäufen in die Zähne schlug, da in dem Gewühl die langen Klängen zwecklos wurden. Solche Gefechte dauerten den ganzen Tag. Am Abend lösten die Kämpfenden sich ermattet

boneinander, um mit Drohungen und oft zurückblidend und feuernd, langsam in ihr Lager oder ihre Stadt zurückzulehren. So viel auch der Regimenter Spinola heranzog, er zwang die Stadt nicht. Wurde Bresche geschossen, so tauchten in ihr wimmelnde Hunderte von Bürgern und Soldaten auf, und ehe die spanischen Regimenter übers Blachfeld waren, startete eine neue Mauer von Steinen und Sandsäcken ihnen entgegen, von der rasendes Musketengeknatter sie begrüßte.

Jeden Morgen fuhr Spinola die Linie der Batterien ab. Zuweilen richtete er sich auf und sah nach der Stadt hinüber, von deren Türmen noch immer die Fahne der Nordstaaten flatterte. Eine Kanonenkugel zerschmetterte die Hinterräder seines Wagens. Als er sich mit Schmutz bedeckt wieder erhob, war sein hageres gelbes Gesicht in Blut gerötet. Er schüttelte die geballte Faust nach der Stadt hinüber und schrie:

„Und wenn du in der Erde wurzelst, ich will dich ausreißen und zertreten!“

Der Jock machte ihn sogar wieder gesund. Er konnte bald das Pferd besteigen und war unermüdet im Angriff.

Was nützte es, da die Stadt nach der Schelde zu offen war? Und ehe die spanischen Schiffe heran wären, konnte noch mancher Soldat Spinolas den Boden decken. Draußen, zwischen den Inseln Schouwen und Walcheren, kreuzte die holländische Flotte und ließ nichts hinein, was nicht gut holländisch war.

Da errichtete der Spanier gegenüber dem Katharintor eine neue Batterie. Er brachte in einer Nacht achtundzwanzig Geschütze in Stellung, die während drei Tagen und zwei Nächten ungeheure Massen von Eisentugeln gegen Mauer und Wall schmetterten.

„Und wenn du in der Erde wurzelst, ich will dich ausreißen und zertreten!“

Früh fünf am vierten Tage ritt der spanische General in die Batterie. Drüben sah er die breite Bresche klaffen und er lächelte.

Acht Feldkornetts ließ er aufstellen, die mit Kettenlugeln in die Menschenmassen feuern mußten, auf die Männer und Weiber, die in fieberhafter Eile an der Schließung der Bresche arbeiteten. Plötzlich wandte er sein Ross und ritt zurück. Da standen vier erlezene Regimenter, als erstes, abgesehen, die Sturmhusaren-Dräger und stürzten auf seinen Wink wie eine Sturmflut auf die Stadt.

Jan mit. Ein rasendes Feuer empfing sie. Ueber Leichen sprangen sie vorwärts. Bis an den Grabenrand kamen sie. Eine regellose Masse holländischer Soldaten brach ihnen aus der Bresche entgegen. Jan war es plötzlich, als sei er allein von seinen Kameraden noch übrig, denn er sah um sich nichts als feindliche Gesichter; es trachtete ihm aus Musketen und Pistolen entgegen, drei, vier Degen wüthend auf ihn ein, er konnte nur abwehren, nicht zustoßen. Weiber warfen ihr anfeuerndes Geschrei ins Getümmel und drüberhin donnerten die Kanonen. Plötzlich bekam Jan Lust. Die Wessenberg-Kürassiere jagten ihre sich bäumenden Hengste in das Getümmel, er stieß ein paarmal zu und sah zu spät einen geschwungenen Musketenkolben über sich und fiel hin und Nacht war um ihn.

In der Abenddämmerung erwachte er. Es ging in seinem Kopf ein Gebrumm, wie von hundert Bienentörden. Mit blöden Augen sah er um sich. Nichts als Leichen oder Sterbende, die mit einem schauerlichen anschwellenden und abbrechenden Laut stöhnten. Vor ihm die Mauer, fast konnte er hinüberlangen. Das Feuer schwieg fast ganz. Er versuchte sich aufzurichten und nach dem spanischen Lager zu sehen. Aber sofort knatterten von der Mauer die Musketen; eine Kugel riß einen Felsen Haut von seinem Kopf. Er lag nun still, wie tot und das Blut lief ihm übers Gesicht.

Es wurde dunkler. Nur hie und da bligte es über ihm noch auf und trachtete. Oder die Spanier warfen eine Bombe hinüber, die in einer prächtigen Kurve funtensprühend am Abendhimmel dahinzog. Aus der Stadt klang Gesang. Es war eine starke, innige Melodie, wohl ein Kirchenlied, und die Soldaten auf den Mauern fielen mit ihren harten und schweren Stimmen ein.

Endlich war es Nacht. Da begann Jan zurückzuziehen. Sein Kopf schien ihm eine einzige brennende Wunde zu sein, der Schmerz machte ihn fast besinnungslos. Die Totenhausen wurden seltener. Plötzlich begannen die spanischen Geschütze wieder zu feuern und die holländischen schrien frisch ihre Antwort zurück. Wieder warf Jan sich nieder.

In dem aufflammenden Schein der Blitze von den Mauern sah er nicht weit von sich den grauen Ansehbart seines Obristen. Sofort kroch er auf ihn zu. Sturmhusaren lebte noch. Er hatte eine Kugel in der Brust. Ein Bein war ihm zerschmettert. Langsam verebbte der Geschützdonner wieder. Zwei Wüter, die sich blutig gebissen hatten und ihre Wunden leckten, hatten sich noch einmal voll Haß angebellt. Es wurde nun ganz still. Da nahm Jan seinen Obristen auf den Rücken und leuchte davon, stolperte, fiel, stand wieder auf, und als er schon daran verzweifelte, das spanische Lager zu erreichen, tauchten dunkle Gestalten vor ihm auf. Er rief mit heiserer Stimme das Feldgeschrei: Philippus und Brabant und fiel in die Arme der Kameraden.

War es noch Nacht oder schon Tag, als er erwachte? So recht wußte er es nicht. Er sah nur undeutlich José Maria sich über ihn beugen und wußte sich in guter Gut. Er versuchte zu lächeln.

„Ach, José Maria,“ sagte er leise, „sie sollen bei ihrem Käse bleiben und keinen rheinischen Jock fressen wollen.“ Und zufrieden schloß er die Augen und schlief weiter.

In den Tagen, da er lag und auf Genesung wartete, slog ununterbrochen der wüthende Donner der Schlachten über das Lager. Es war, als wenn ein vorweltliches Gewitter in eiserner Hartnäckigkeit über Bergen stand und seine ungeheuerlichen Stimmen nur für Minuten zurückhielt, um dann mit neuer Wut rasend loszubrechen.

Jan hörte es, als würden ihm Wiegenlieder gesungen. Er sinnierte dabei angenehm vor sich hin, indem er starr die gelbe Wand von José Marias Zelt, in dem er lag, ansah. Er gedachte seines abenteuerlichen Weges bis hierher und immer sah er Griets und Marie-Annes Köpfchen, die ihm zunickten. Und es geschah nun, daß der holländische Offizier, den er vom Pferde gehauen, eines Tages geheilt zu ihm kam und sich auszulösen begehrte. Da er nicht mehr unter des Oraniers Fahnen fechten konnte, wollte er nach Paris gehen, wo allerlei vielversprechende und geheime Dinge sich anspinnen sollten.

Jan sah José Maria an und der sah ihn an. Da richtete Jan sich auf und sagte:

„Herr Offizier, was Euer Lösegeld betrifft, so ist darüber nicht groß zu reden. Ihr habt Euren schönen Gaul verloren —“

„Kriegsloos, Herr Dragoner.“

„Nicht also meinem Kornett, dem dritten im Regiment, ein halb Stückfaß Wein anfahren und die wackeren Burschen werden auf glückliche Reise mit Euch anstoßen.“

José Maria nickte befriedigt.

„Aber Ihr müßt mir ein Anliegen erfüllen.“

„Das wäre?“

„Wenn Ihr nach Paris geht, so habt Ihr vielleicht Gelegenheit, insgeheim zu erfahren, wie eine junge Gräfin Marie-Anne von Spaure lebt. Und wie ihre Kammerzofe lebt — sie heißt Griet. Und wenn Ihr unauffällig eins von beiden sprechen könnt, so würde ich Euch bitten, ihnen zu sagen: Jan lebt, und Jan ist treu und auch der Abbe lebt. Würdet Ihr das tun?“

„Ich verspreche es auf Kavaliersparole!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte der Kartoffel.

Von Franz Pflüger.

Der gewaltige Völkerring, der nun schon über ein halbes Jahr tobt, hat eine Umwertung vieler Werte im Gefolge gehabt, die wir bei seinem Beginn nicht im entferntesten geahnt haben. Davon ist auch unsere alte gute Kartoffel betroffen worden. Sie gehörte ja schon immer zu unseren wichtigsten Nahrungsmitteln, war vor allem infolge ihrer Billigkeit „das Brot des armen Mannes“, und da sie selbst mit dem magersten Sandboden vorlieb nimmt, und auch in hochgelegenen Gebirgsgegenden gedeiht, so ermöglichte sie die Besiedelung großer Landstriche, die ohne die nahrhafte Knollenfrucht wohl auch noch heute unbewohnbar sein würden. Freilich, trotz dieser und so mancher anderer Vorzüge hat man die Kartoffel immer etwas über die Achsel angesehen. Das ist nun aber mit einem Male anders geworden.

Wie die Kartoffel in früheren Jahrhunderten bei Miskerten die Bevölkerung großer Landesteile vor schwerer Hungersnot bewahrte, so erkennen wir jetzt wieder einmal mit voller Klarheit, daß die unscheinbare Feldfrucht neben dem Getreide unsere wichtigste Nährpflanze ist. Ja, Geheimrat Professor Dr. Wohlmann, der in einem Vortrage über „Vollernährung und die deutsche Hausfrau“ zwanzig Gebote für unsere Hausfrauen aufgestellt

hat, die von verschiedenen Generalcommandos geradezu als Verordnung bekannt gegeben wurden, sagt in seinem 5. Gebot: „Die Kartoffeln müssen unsere Grundnahrung werden und die fehlende Körnerfrucht ersetzen. Der Erwachsene muß auf den Kopf und den Tag seine Kartoffelnahrung um 400 Gramm steigern, sei es vermittels Kartoffelbrot oder Kartoffelsuppe oder gekochter oder gebratener Kartoffeln.“

Wir sehen also, die Kartoffel erfreut sich in diesen schweren Zeiten einer Wertschätzung wie nie zuvor, nur schade, daß sich diese gewiß erfreuliche Tatsache auch in einer recht erheblichen Preissteigerung der Kartoffeln bemerkbar macht.

Wie die meisten unserer Kulturpflanzen, so war auch die Kartoffel ursprünglich nicht bei uns heimisch. Während aber unser Volk so vieles, was aus fernem Ländern eingeführt wurde, oft über Gebühr schätzte, eben weil es „weit her“ war, wollte es gerade von der Kartoffel nichts wissen, und ihre Einführung und ihr Anbau begegnete ungeahnten Schwierigkeiten. Lange Zeit war sie nur eine Gartenpflanze, die „ihrer schönen Blüten halber“ gepflegt wurde, und nur ganz allmählich erkannte man ihre Bedeutung als Volksernährungsmittel.

Nach Humboldt ist die ursprüngliche Heimat unserer Kartoffel Chile und Peru; hier wurde sie seit alter Zeit von den Eingeborenen angebaut und kommt auch noch heute als Wildling mit kleinen, ungenießbaren Knollen, aber wohlriechenden Blüten vor. Die Spanier waren die ersten, die die Kartoffeln nach der Eroberung von Peru nach Europa brachten und schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch in den Niederlanden, Burgund und Italien, einführten. Hier erhielten sie wegen ihrer äußerlichen Ähnlichkeit mit den bereits bekannten Trüffeln den Namen der letzteren: Tartusoli. Das italienische Wort ging dann als Tartuffel ins Deutsche über und ward später zur Kartuffel, Kartoffel. Im 17. Jahrhundert versuchte man den deutschen Namen „Grübling baum“ einzubürgern, man wollte damit die Pflanze als einen „Baum“ bezeichnen, dessen Früchte ausgegräbelt, aus einer Grube herausgeholt werden, aber weder dieser Name, noch die Bezeichnungen Erdapfel, Erdbirne oder Grundbirne vermochten sich dem Fremdwort gegenüber durchzusetzen.

1584 kam die Kartoffel durch Walter Raleigh nach Irland, 1586 durch den Sklavenhändler Hawkins oder, wie andere behaupten, durch dessen Verwandten Franz Drake nach England. Anfangs wußte man aber mit der neuen Pflanze nicht recht Bescheid; einem Freunde der kühnen Seefahrer, der sie in seinem Garten anbaute, gelang es, daß er die Beeren zubereiten ließ und natürlich über ihren Geschmack entsetzt war. Erst als er die Kartoffelstauden ausreißte und nebst anderem Unkraut verbrennen ließ, merkte er an dem Dufte der gebräunten Knollen, welcher Teil der Pflanze zur Nahrung zu gebrauchen wäre.

Die Einführung der Kartoffel in den übrigen Ländern Europas ging nur sehr allmählich vor sich. Die Bauern wollten anfangs von den „Giftknollen“ durchaus nichts wissen, setzten ihrem Anbau den zähesten Widerstand entgegen und sahen „eine Bosheit der Vornehmen darin, daß man ihnen dieses Schweinefutter empfahl, während man doch wisse, daß die menschliche Nahrung in Korn, Hülsenfrüchten und Fleisch bestehe“. Besonders widerständig zeigten sich z. B. die Württemberger. Dort versuchte der Waldenser Antoine Seignoret um 1700 den Anbau der Kartoffel zu erreichen, aber was die Bauern am Tage unter Aufsicht gelegt hatten, das rissen sie des Nachts wieder heraus und gaben vor, das Wild habe dies getan. Als dann endlich mit unnachsichtlicher Strenge gegen die Bauern vorgegangen wurde, und sie zur Kultur der Kartoffeln gezwungen wurden, weigerten sie sich, von den Kartoffeläckern Abgaben zu leisten, weil in den alten Rechtsbüchern nur vom Zehnten des Getreides die Rede sei. Es half ihnen freilich wenig, die Regierung setzte ihren Willen durch, aber noch 1728 galt die Kartoffel in Stuttgart als eine Seltenheit, und in Reutlingen war sie noch um 1760 völlig unbekannt.

Verhältnismäßig zeitig kam die Kartoffel nach Sachsen. Kurfürst Christian I. hat 1591 den Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel um Zusendung einiger in dem berühmten Lustgarten gepflegten seltener ausländischer Pflanzen. Der Landgraf ließ auch eine Sendung abgehen und fügte einen Brief bei, in dem es u. a. heißt: Wir überschicken E. L. unter anderem ein Gewächs, so wir vor wenig Jahren aus Italien bekommen und Tartuphli genannt wird. Dasselbe wächst in der Erde und hat schöne Blumen, guten Geruch, und unten an den Wurzeln hat es viele tubera (Knollen) hängen; dieselben, wenn sie gekocht werden, sind gar anmutig zu essen.

Zunächst galt sie aber auch hier als botanische Neugierigkeit oder blieb ein gelegentlicher Genuß der wohlhabenden Stände, aber ab 1680 ein aus England in seine Heimat Unterwürdigkeit bei Delänig zurückkehrender Zimmergehilfe sie in seines Vaters Garten anpflanzte, gewann sie rasch viele Freunde. Das Vogtland, auf dessen magerem Boden der Getreidebau nicht lohnte, war die erste deutsche Gegend, in der die Kartoffel im großen auf den Feldern angebaut wurde und als wirkliche Volksernahrung diente. Anfangs legte man sie allerdings nicht einzeln in die Erde, sondern säte sie wie das Korn aus. Dann wurden sie untergeeggt und die oberliegenden in die Erde gedrückt. Die niederliegenden gediehen immer am besten, und so ging man allmählich dazu über, alle zu stecken und zwar in Furden oder Reihen. Die wohlhabenden Bauern der Lommascher Pflanze und der Ver-

ziger Gegend, wo guter Getreideboden ist, hatten freilich bloß Spott und Verachtung für die „Vogtländischen Knollen“ übrig, die großen Hungernöte in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts belehrten sie aber eines Besseren.

Engherzigen Vorurteilen und hartnäckiger Gleichgültigkeit begegnete die nahrhafte Feldfrucht auch in Frankreich. Ludwig XVI. bemühte sich seit 1783 vergebens, den Anbau der neuen Staude zu verallgemeinern. Die Bauern gönnten ihr kaum ein Stückchen Land zur Aussaat und waren nicht zu bewegen, die Knollen zu genießen. Da kam der Chemiler Parmentier auf einen klugen Gedanken. Er dachte, zum Teil unter großen persönlichen Opfern, bei Paris große Straßen Landes und ließ sie mit Kartoffeln bestellen. Im Herbst machte er dann bekannt, daß der Diebstahl an der neuen Pflanze mit harten Strafen geahndet werden würde. Die Felder wurden am Tage sorgfältig bewacht, in der Nacht zogen sich die Aufseher aber zurück. Durch das strenge Gebot wurde die Aufmerksamkeit der Bauern im hohen Grade auf die neue Frucht gelenkt. Sie sagten sich, es müsse doch etwas ganz Besonderes um die neue Frucht sein; weshalb sonst die peinliche Bewachung? Und da die Felder in der Nacht schußlos waren, so gingen sie hin und stahlen wie die Raben. In wenig Jahren war die Kartoffel über ganz Frankreich verbreitet.

Nicht erheitert ließ sich auch, was uns Nettelbeck über die Einführung der Kartoffel in Kolberg berichtet. Durch Friedrich den Großen erhielt die Stadt im Jahre 1745 einen Frachtwagen voll. Jeder Garten- und Landbesitzer bekam einige Reben Knollen und gleichzeitig wurde ihnen eine Anweisung über deren Aussaat Pflege und Verwendung vorgelesen. In dem Gerümmel achtete aber niemand auf die Vorlesung. Verwundert nahm man die Knollen in die Hand, roch, schmeckte und leckte daran, brach sie wohl gar entzwei und warf sie den Hunden vor. Da diese sie auch verschmähten, meinte man: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?“ Einige warfen die Kartoffeln fort, andere pflanzten sie in der Hoffnung, daß große Bäume daraus wachsen würden, von denen sie die Früchte schütteln könnten, andere steckten sie zwar in die Erde, kümmernten sich aber nicht weiter darum, andere schüttelten sie auf einen Haufen, so daß sie zu einem dichten Hils zusammenwuchsen. Mit einem Worte, die Kolberger behandelten das königliche Geschenk recht wegwerfend. Als dann der Rat im Sommer eine Kartoffelsschau hielt und die saumseligen Decreten mit Geldstrafen belegte, kam die neue Frucht ganz in Verzug. Der König erneuerte aber im nächsten Jahre seine Sendung und schickte gleichzeitig einen geborenen Schwaben mit, unter dessen sorgemäßiger Anleitung der Anbau kräftig gefördert wurde. Dennoch fand Nettelbeck erst 40 Jahre später bei Stargard im freien Felde die ersten Kartoffeln.

Nicht viel anders war es in den anderen Provinzen des Landes. Obwohl die Regierung sich alle Mühe gab, der Landbevölkerung die Vorzüge der neuen Feldfrucht klar zu machen, obwohl man selbst von der Kanzel ihre Segnungen pries, das Volk wollte nichts wissen, hörte nicht auf den Rat der fürsorglichen Obrigkeit und verspottete die Geislichen, die sich der guten Sache mit Eifer annahmen, als „Knollenprediger“. Erst die Missernten in den Jahren 1770—1772, 1793 und 1817 und die ihnen folgenden Hungersnöte schufen gründlich Wandel. Jetzt lernte man den Wert der Kartoffel als einer Nothelferin kennen und schätzen, und seit dieser Zeit trat sie ihren Siegeszug an fast über die ganze Erde.

Vermischtes.

* Die enge Hölse. Der aus dem Offiziersstande hervorgegangene Romanschriftsteller Carl Baron Torrefani, der in der österreichischen Kriegsgeschichte durch seinen Patrouillenritt von Condoni (21. Juli 1866) eine historische Berühmtheit erlangt hat, hing mit schwärmerischer Verehrung an Benedek, dessen unglückliches Ende er lebhaft beklagte, und er weiß von diesem Sieger von Solferino viele schöne Dinge zu berichten, freilich auch manche drollige Eigenheit. Mit größter Strenge ging Benedek gegen diejenigen vor, die nicht ganz vorschriftsmäßig abjustiert waren. So hatte er einen besonderen Haß gegen die überengen Beinkleider, welche die Offiziere, wie man scherzhaft meinte, „dem Schneider um den Kopf schlagen, falls sie bei der Anprobe überhaupt hineinliefen“. Eines Tages nun erblickte Benedek auf einem Spazierritt an den Beinen eines Reiters die verpönte enge Hölse. Da der Mann zu weit entfernt war, konnte er das Gesicht nicht erkennen. Er setzte sich in Trab, der andere tat desgleichen. Benedek geht in Galopp über, jener folgt auch. Das Tempo verschärft sich beiderseits, und wenn der Offizier ein gewandterer Reiter war, so hatte Benedek das bessere Pferd, und schon wurde der Zwischenraum kürzer. Da kommt gerade, wie sie an den Bahndämmen gelangen, der Kurierzug herangebraust, der Verfolgte gibt die Sporen und setzt über die Schranken. Nun war Benedek ein berühmter schneidiger Reiter, aber als General durfte er ein solch Unschärfliches nicht wagen. Er mußte also die Verfolgung aufgeben und konnte den Namen des Attrappierten nicht feststellen. Wie er ihn nach langem vergeblichen Forschen doch noch entdeckte, erzählt Torrefani in folgender Weise: „Eines Abends, als er schon alle Hoffnung aufgegeben, erblickte Benedek beim Betreten des Kaffeehauses knapp vor sich ein horizontales in die Luft ausgestrecktes Bein; das Bein eines Billard-

spielers, der eben mit vorgelegtem Oberleib einen Stoß führt. Und dieses Bein steckt in einer Hufe, vrall und knarrt, wie Triton. Benedel sagte kein Wort. Aber als der Betreffende nach getanem Stoß den Fuß wieder niederstellen wollte, konnte er es nicht. Der Kommandierende hielt ihn den Knöchel fest. „Hab' ich ihn endlich? Hab' ich den sauberen Vogel?“ Der arme Teufel mußte ihn, innerlich festgehalten, auf einem Fuß bis in die Mitte des Volates nachtanzen, wo ihn Benedel endlich losließ. Dann trat er einen Schritt rückwärts, warf den Kopf in den Nacken und fragte: „Sie! Auf Ehr und Gewissen! Waren Sie's, oder waren Sie's nicht?“ — „Erzählen... ja!“ — „Kammete jener zögernd und kaum vernehmbar. „Na, Ihr Glück, daß Sie's eingesehen. Denn wissen's: mir hätten's doch kein r für ein u vorgemacht! Zwei paar solche Zahnstocher gibt's in Verona nicht! Jetzt sagen's selbst: wohin gehören Sie für die Freiheit, Ihren Kommandierenden an der Kasse herumzuführen?“ — „Zum... Profossen... Erzählen...“ — „Nichtig. Und auf wie lang?“ — „Auf acht Tage...“ — „Höher!“ — „... vierzehn Tage...“ — „Na, sagen wir: vierzehn Tag'. Aber weil Sie ein ganzer Kerl sind und Kurasch' haben, so will ich Nachsicht obwalten lassen. Ihre Straß soll sein, daß Sie morgen bei mir speisen, und denen Herren haarklein die ganze Geschichte erzählen, wie sie sich zugetragen hat!“

• **Chinesische Kriegsliteratur.** Es scheint, als ob der Krieg auch in China unabwendbar geworden ist. Die guten Chinesen, die gewiß wenig von Schiller wissen, müssen mit ihm sagen: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“. Und in Frieden zu leben, ist immer ihr Streben gewesen. Das beweist auch ihre Literatur. In der ostasiatischen Lyrik findet man kaum ein Kriegsgedicht. Der Frühling wird bekungen, die Blütschäfte, der Mondscheln, der auf alten Fichten spielt, die stille Ruhe ländlicher Arbeit. Zeigt man aber auf ein Soldatenlied (Mücker hat einiges der Art aus dem Chinesischen übersezt), so ist man erstaunt, statt frischen Draugängertums und Schlachtenfreudigkeit nur Klagen zu hören über das traurige Geschick des Krieges, über das Darniederliegen friedlicher Freuden. Eines dieser chinesischen Kriegslieder lautet:

Als wir zogen aus,
Standen schön die Saaten;
Kommen wie nach Haus
Sind sie schlecht geraten.
Lange Kesse,
Schmale Speise!
O was ich ertrag Ungehören
Seit man führen
Mich das Schwert ließ
Statt den Pflug!

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Eine andere Mohrrübensuppe: 3 große Mohrrüben, 1 kleine Zwiebel, 2 Eßlöffel Fett, 4 Eßlöffel Mehl, 1/2 Liter Wasser, 1 Teelöffel Petersilie, 1 Teelöffel Zucker, Salz. Die Mohrrüben werden geschabt, klein geschnitten und in dem Wasser gargelocht, dann durchgestrichen. Fett, Zwiebeln und Mehl werden geröstet und mit dem Mohrrübenwasser aufgepöffen. Nachdem die Suppe gut gekocht hat, wird sie mit Salz, Petersilie und Zucker abgeschmeckt. (Den Zucker kann man auch fortlassen.) Man kann auch die Hälfte Mohrrüben streichen und dafür Kartoffeln nehmen; man verwendet dann aber einen Eßlöffel Mehl weniger.

Wer Wert auf Fleisch legt, kann natürlich jede dieser Gemüsesuppen auch mit einem Stück Fleisch kochen oder er kann sie ohne Fleisch als sättigendes Vorgericht vor einem leichten und billigen Hauptgericht geben. Ein jeder muß sich hier von seinen Bedürfnissen, seinen Mitteln und seinem Geschmacke leiten lassen. Die Rezepte sollen nur ein Fingerzeig sein, wie man für gute Ernährung sorgen und doch alles möglichst praktisch und wohlfeil einrichten kann. Auf das Buch von Hindhebe sei immer wieder hingewiesen. Es heißt: Dr. med. Hindhebe: Mein Ernährungssystem. Verlag von H. Vobach u. Co. Berlin-Leipzig.

Büchertisch.

— Heft 19 und 20 der Kriegszeitsschrift „Der Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart, Preis 50 Pfg. pro Heft) sind erschienen. Sie bieten nach der im vorhergehenden Heft abgeschlossenen Schilderung der Schlachten in Ost und West eine willkommene Abwechslung: die Darstellung des Seekrieges bis Anfang November, der heldenmütigen Verteidigung von Singtau und der Kämpfe in den deutschen Schutzgebieten. Die

freudigen Ueberraschungen, die unsere tapferen Blaujaken uns bereiteten, haben so manches Mal unsere durch den langwierigen Schlingensiefelkrieg auf eine harte Probe gestellte Begeisterung zu neuen, hellen Flammen entzündet; wenn sie hier überdies geordnet, durch zahlreiche Berichte von Augenzeugen lebendig vergegenwärtigt, vollständig an uns vorüberziehen, so nötigen sie uns eine gewaltige Achtung ab vor dem Geiste, der alle, vom Admiral bis zum einfachen Matrosen, in gleich hohem Maße befeuert, überhaupt vor der inneren Einheitlichkeit der deutschen Marine, denn die „Emden“, die „Scharnhorst“, die „Gneisenau“, die „Karlshöhe“, das Unterleedoot „U 9“ und wie sie alle heißen, bilden keine Ausnahmen, sondern die Regel. Mit tiefem Schmerz liest der Deutsche die Schilderung des Ringens um Kiautschou. Die Erwitterung über den heimtückischen Ueberfall wird nicht verkürzt, wenn man erfährt, wie die Volkstimmung in Japan erst künstlich für den Krieg bearbeitet werden mußte, wie sich die japanische Regierung mit schönem Gold von England kaufen ließ und wie sie den Widerstand bestimmter parlamentarischer Gruppen zu überwinden wußte. Nur eines sei ehrlich zugegeben: in der Kriegsführung selbst haben sich die Japaner als unser humaner und ritterlicherer Gegner erwiesen. Im ganzen ist die Darstellung der Kämpfe um Singtau eine der abgerundeten des ganzen Werkes. Die Kämpfe in den deutschen Schutzgebieten haben für den Gesamtverlauf des Krieges allerdings wenig Bedeutung. Ueber das Schicksal unserer Kolonien wird auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden, — damit mögen sich die Freunde deutscher Kolonialpolitik trösten, die hier mit berechtigtem Mißmut von der Besetzung Logos, der Kameruner und der Südwestafrikanischen Küste durch die Engländer lesen und hören, wie sich diese dort bereits häußlich einrichten, in Lüderichsbucht z. B. schon mit dem Abbau der Diamantenfelder beginnen. Den zum Teil außerordentlich fesselnden Schilderungen liegen die Mitteilungen des Reichskolonialamts, Berichte der englischen Presse und zahlreiche Privatbriefe zugrunde. Das Bildmaterial ist in den beiden Bänden wieder sehr reichhaltig, die Reproduktion vorzüglich. Von jeder Kolonie ist eine Karte beigegeben.

— **Bismarck.** Für das deutsche Volk dargestellt von Gottlob Gaehtkaaf. 1.—20. Tausend. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. In künstlerischem Umschlag von Prof. Paul Hantke, 40 Pfg. — Der durch seine zahlreichen Schriften auf dem Gebiete der neueren und neuesten Geschichte rühmlich bekannte Oberstudienrat Dr. Gottlob Gaehtkaaf bietet in diesem Büchlein ein Lebens- und Charakterbild des großen Kanzlers, das sich durch gemeinverständliche, stichende Darstellung, durch historische Treue und Vollständigkeit auszeichnet. Frei von anekdotischem Rankenwerk, ist die kleine Schrift doch reich an lebendigen Einzelzügen, deren Schilderung sich vielfach auf Bismarcks eigene Worte in seinen Briefen und Reden stützt. Sie mit zwei Bildnissen und einem Briefabdrucke geschmückte Biographie ist für die weitesten Volksschichten bestimmt und eignet sich hroolge ihres billigen Preises vortrefflich zur Massenverbreitung. Für größere Bezüge gewähren die Buchhandlungen ermäßigte Preise.

Rösselsprung.

denn	flüch	gen	ne	ver	sten	ches	ihm
Dim	ihres	brei	das	wol	ger	weit	fri
te	die	tige	ei	laf	Un	len	li
Leben	mels	Wei	schau'n	gön	e	sie	Men- schen
Un	te	ge	und	ne	fen	fröh	wol
mit	gerne	ei	le	nen	nen	der	und
gute	sterb	Sterb	nie	schlech	lie	chen	des
dem	ge	ge	lichen	Ii	ßen	ter	den

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Lösselsprungs in voriger Nummer:
Oid — Hund — Aber — Rosen — Lachs — Onkel — Teller —
Tauben — Eier — Wagen — Ostern — Lampe — Tadel —
Eier — Rabe.
Charlotte Wolter.